

Wo ist das Band, das tausend Seelen zusammenhält?

von Leo Gehrig

Über hundert Jugendliche im Alter von dreizehn bis achtzehn Jahren haben wir bis heute in unserer Drogenstation behandelt. In der Auseinandersetzung mit diesen jungen Menschen kommt man nicht umhin, über Lebensfragen nachzudenken. Vor allem regen diese Jugendlichen durch ihr Verhalten, ihre Gefühle, Wünsche, Phantasien, ihre Einstellungen und Gewohnheiten ein intensives Nachdenken über gesellschaftliche Prozesse an.

Bis auf ganz wenige Ausnahmen sind alle unserer Jugendlichen mehrfach abhängig. Sie konsumieren Drogen, die derzeit auf dem „Markt“ leicht und relativ günstig zu haben sind: Alkohol, Cannabis, Heroin, LSD, Kokain, Ecstasy, Amphetamin, andere Aufputzmittel, Medikamente. Selbst mit der Einnahme von Psychopharmaka sind einige Jugendliche vertraut.

Sie surfen auf immer wieder neuen Drogen, finden Stoffe, die sie euphorisieren, ihnen ein „geiles“ Gefühl geben, Substanzen die wir nicht kennen. Wir hinken immer hinten nach. Widerspiegelt dieser Drogenkonsumismus die Supermarktmentalität unserer Gesellschaft, in der alles leicht, rasch und reichlich zu haben ist; von dreissig Sorten Brot bis zu vierzig Fernsehsendern.

Viele dieser jungen Menschen haben von klein auf nicht nur Spielzeuge und viele andere Waren ausprobiert und konsumiert, sondern auch eine Unzahl von möglichen Lebensstilen, Daseins- und Erlebnismöglichkeiten. Sie wurden überschwemmt von Hunderten von Identifikationsangeboten, was sich auf ihre Entwicklung zu einer eigenen Persönlichkeit, die schon vom ersten Lebenstag an beginnt, ungünstig ausgewirkt hat.

Der siebzehnjährige Raphael klagt weinend wie ein kleines Kind über Heimweh. Schon eine halbe Stunde später trumpft er bei seinen Kameraden auf, er habe schon an einem Tag mit neuen verschiedenen Frauen geschlafen. Ausserdem habe er in Spanien eine Verlobte, die ein Kind von ihm erwarte. Wir wissen nicht, ob es stimmt oder nicht. Noch am selben Abend habe ich mit Raphael ein längeres Gespräch. Wir reden über „die zwei Seelen, ach, in unserer Brust“, später über „die tausend Seelen, ach, in meiner Brust“. Auch darüber, dass wir Menschen in und aus Gegensätzen leben, die uns zwar widersprüchlich machten, in deren Spannungsverhältnissen aber die Wurzeln für Kreativität lägen. Raphael sagt am Ende des Gesprächs, er wisse genau, was ihm fehle:

das Band, das die tausend Seelen zusammenhalte. Deshalb sei er wie ein Gummiball, ein Mensch mit unzähligen unverbundenen Facetten. Wir sollten ihm strengere Grenzen setzen, ihn vielleicht sogar einsperren, damit er mehr zu sich komme. Er wolle an sich arbeiten und von den Drogen loskommen. Nachts entweicht Raphael, indem er das Fenster aufbricht.

Viele meinen, Raphael spiele Theater, ziehe alle Register, führe andere bewusst hinters Licht, sei durchtrieben. Das stimmt nur teilweise. Ich vermute aber auch, dass Raphael sich in den vielen Rollen als echt erlebt, wenn auch nur für sehr kurze Zeit.

Viele unserer Jugendlichen haben eine gestörte Beziehung zu ihrem Körper. Sie wollen bei kaltem Wetter spärlich bekleidet ins Freie gehen. Manche verletzen sich, indem sie sich beispielsweise Schnittwunden zufügen. Selbstverletzungen dienen oft dazu, körperliche und psychische Spannungen zu lösen, oder sind Ausdruck einer Selbstbestrafung nach erneutem Versagen. Viele Jugendliche, so habe ich den Eindruck, versuchen durch forcierte leibliche Stimulation ihr schwaches Selbst- und Identitätsgefühl zu verbessern. Diese Vermutung wird dadurch gestützt, dass sie für sportliche Aktivitäten, etwa im Vergleich zu musischen Tätigkeiten, relativ leicht zu motivieren sind. Kletterwand und Thermalbad haben es ihnen besonders angetan.

Ein Blick in die Erwachsenenwelt: Die sportlichen Aktivitäten werden immer ausgefallener. Triathlon ist zur Massenveranstaltung geworden. Körpertherapien boomen, von Bioenergetik über Polarity bis zur konzentrativen Bewegungstherapie. Es werden Tanz- und andere Rituale aus fremden Kulturen importiert, um das körperliche Spüren zu intensivieren.

Die fünfzehnjährige Beatrice ist vor neun Monaten von zu Hause ausgerissen, besuchte die Schule nicht mehr, übernachtete im Schlupfhaus oder bei Kollegen. Das Geld für Drogen beschaffte sie sich mit Prostitution. Sie habe mit den Männern nicht geschlafen, sie „blase nur“. Ihre Eltern und wir erachten eine Platzierung in einem Heim, wo sie die Schulausbildung abschliessen kann, als beste Lösung. Für sie kommt jedoch höchstens eine sehr offen geführte Wohngemeinschaft in Frage. Sie lasse sich von niemandem mehr dreinreden, sie wolle frei sein. Wenn man sie in ein Heim stecke, haue sie ab, wenn es sein müsse, ins Ausland.

Die fünfzehnjährige Angela droht mit Suizid, wenn sie nach Hause zurückkehren müsse. Da sie zwei Suizidversuche hinter sich hat, muss die Drohung sehr ernst genommen werden. So erlaubt ihr die Behörde gezwungenermassen, mit Kolleginnen und Kollegen in einem besetzten Haus zu leben, sofern sie die Schule besuche und in regelmässigem Kontakt mit den Eltern stehe.

Beatrice und Angela fordern, dass sich niemand in ihr Privatleben einzumischen habe. Privatheit wird in unserer Gesellschaft grossgeschrieben, und zwar in vielerlei Hinsicht: Einerseits gibt es einen starken Rückzug ins Private, andererseits wird alles Private veröffentlicht und vermarktet: Coming-out-Sendungen boomen. Kürzlich wurde ein Wettbewerb über den schönsten schwangeren Bauch durchgeführt. Rückzug ins Private bei gleichzeitiger Veröffentlichung alles Privaten ist ein Ausdruck starker Selbstbezogenheit. Haben wir Erwachsene, auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichen Motiven, in den vergangenen zwanzig Jahren nicht zu sehr unsere eigene Selbstverwirklichung, unsere eigenen Interessen gepflegt? Sind dabei nicht die eigentlichen Bedürfnisse der Kinder auf der Strecke geblieben? Ist es da verwunderlich, wenn Beatrice und Angela, und nicht nur die beiden, auf Selbstbestimmung pochen?

Bei den meisten unserer Jugendlichen sind die Gefühlsmöglichkeiten, die inneren Halt geben und tiefere Erlebnisfähigkeit ermöglichen, nicht altersentsprechend entfaltet: die Fähigkeit zu hoffen, zu staunen, zu warten, sich ein- und mitzufühlen, zu verzichten. Deshalb werden sie übermässig von Gefühlen der Leere, des Unbehagens und der Langeweile überfallen. Mit ihrem Drogenkonsum versuchen sie, die lästigen Gefühlslöcher zu stopfen. In diesem Zusammenhang ist auch ihr Bedürfnis nach Thrill, Sensation, Nervenkitzel zu sehen. Sie suchen immer wieder das tiefe Erlebnis und finden es doch nicht. Am Ende bleibt immer die Sehnsucht.

Die siebzehnjährige Stephanie hat fünf Väter und fünf Mütter: den leiblichen Vater, den rechtlichen Vater, einen Pflegevater und zwei Stiefväter. Ihre Mutter wurde mit Stephanie unehelich schwanger, heiratete aber kurz vor der Geburt einen anderen Mann, der lange Zeit meinte, auch der leibliche Vater zu sein. Schon nach kurzer Zeit liessen sie sich scheiden. Die Mutter zog ins Ausland, Stephanie kam in eine Pflegefamilie. Nach ihrer Rückkehr, Stephanie war sechs Jahr alt, heiratete die Mutter noch zweimal. Heute lebt sie wieder mit Stephanies leiblichem Vater zusammen. Sie haben vor, bald zu heiraten. Alle ihre Väter lehnt Stephanie ab. Zur Mutter hat sie ein zwiespältiges Verhältnis. Sie kann in bösen Worten über sie herfallen und sie als Nutte beschimpfen, andererseits möchte sie den Tagesurlaub unbedingt bei ihr verbringen. Stephanie fällt es leicht, Kontakte zu knüpfen. Dank ihres Einsatzwillens fand sie Arbeit und hat sogar eine Lehrstelle in Aussicht. Sie kümmert sich in rührender Weise um ihre behinderte Halbschwester. Sie gibt ihre jene Wärme, die sich als Kind immer vermisst hatte, zeigt ihr gegenüber Verlässlichkeit, die sie so schmerzlich entbehren musste. Auf eine tiefere Beziehung will sie sich nicht einlassen. Verlustangst und Misstrauen sind zu gross: Mit andern Worten: „Ich lasse mich von niemandem mehr verarschen.“

Sind nicht auch viele Erwachsene von Einsamkeit bedroht oder fühlen sich allein? Dabei sind Kontakte leicht zu haben: Natel, Fax, Telefon, Pager, Internet. Leidet auch darum unsere Beziehungsfähigkeit? Der Psychomarkt bietet ein reichhaltiges Angebot für Beziehungsstörungen und Kommunikationsschwierigkeiten an.

In einem späteren Gespräch vertraute mir Beatrice an, dass sie unbedingt einmal Kinder haben will. Diese würde sie ziemlich streng erziehen, aber auch viel mit ihnen reden und unternehmen. Der Widerspruch zum eigenen Freiheitsdrang stört sie nicht. Sie spricht zwar nicht davon, dass sie ihren Kindern deutliche Grenzen setzen würde, aber sie spürt: Ihr wurde zuviel Freiraum gewährt, der sie überforderte. Sie vermisste den konstruktiven Widerstand der Eltern, die Auseinandersetzung über Regeln des Zusammenlebens, die notwendige Reibung, die auch Wärme erzeugt.

Wieviel Freiraum die Erziehenden ihren Kindern gewähren, welche Grenzen sie setzen, hängt von ihrem mehr oder weniger bewussten Menschen- und Weltbild, der eigenen Erziehung, Lebenserfahrung und den herrschenden sozialen Normen ab.

Was das letztere betrifft, gibt es gegenläufige Tendenzen: Einerseits nehmen die formellen Normen (Gesetze, Verordnungen) zu, andererseits sind die informellen Normen hinsichtlich des sozialen Zusammenlebens immer unklarer. Zweifellos, vor dreissig, vierzig Jahren waren die sozialen Normen streng, und das Dorf- oder Quatierauge wachte überall über deren Einhaltung. Vor allem in ländlichen Verhältnissen war es schwierig, sich der sozialen Kontrolle zu entziehen. Eine Frau etwa, die unehelich ein Kind erwartete, musste das Dorf verlassen, wollte sie psychisch einigermaßen überleben.

Und heute? Viele Jugendliche belastet der Zerfall informeller sozialer Normen. Vieles ist möglich, ihre Entscheidungsfähigkeit wird überfordert. Wohin soll ich mich denn wenden? Diese bange Frage treibt viele orientierungslos umher. Einige suchen Halt in totalitären Gruppierungen, andere binden sich früh an einen Partner.

Wir aber konnten in unserer Kinder- und Jugendzeit gegen die rigide soziale Kontrolle rebellieren. Gewisse Normen vermittelten sogar ein gewisses Gefühl der „Nestwärme“. Möglicherweise hängen der von vielen so beklagte Wärmetod und die Gleichgültigkeit in zwischenmenschlichen Beziehungen auch mit der zunehmenden Unverbindlichkeit im Zusammenleben zusammen. Manche drogenabhängige Jugendliche sind Opfer dieser Gleichgültigkeit. Selten wagt jemand, sich für sie einzusetzen. Wir scheuen uns, uns konstruktiv einzumischen. Mit Nachbarn streiten wir heftig, wenn die Sträucher etwas Schatten in den Garten werfen. Wir wagen es aber nicht, mit Eltern zu sprechen, die wegen seelischer oder wirtschaftlicher Nöte ihren Kindern nicht mehr das zu geben vermögen, was sie für eine gesunde Entwicklung brauchen.

Zweifellos ist es eine der schwierigsten Aufgaben einer Gesellschaft, einer Kultur, selbst einer Gruppe, immer wieder angemessene informelle Normen sowohl für individuelle Freiheit als auch soziale Verbindlichkeit, für die Wahrnehmung von eigenen Interessen und für solidarisches Handeln, für Privatheit und für Öffentlichkeit zu entwickeln.

Denken, Fühlen und Handeln unserer Jugendlichen sind oft extrem gegensätzlich und rasch wechselnd. Heute wollen sie ein normales Leben führen, einen Beruf erlernen, später einmal eine Familie gründen und mit dem Lebenspartner eine Beziehung gestalten, bei der Treue grossgeschrieben wird. Anderntags machen sie sich lustig über die „Bünzlis“. Selbstüberschätzung und Selbstentwertung wechseln rasch. Lebenslust und Todessehnsucht liegen nahe beieinander. Ein Sechzehnjähriger kehrt begeistert von einer Velotour zurück. Eine Stunde später malt er ein Plakat: „Der Tod muss schön sein, weil noch niemand von dort zurückgekehrt ist.“ Dies, weil der erwartete Brief der Freundin noch nicht eingetroffen ist.

Eine erfolgreiche Behandlung gelingt nur, wenn sich mit unserer Hilfe seine Selbstheilungskräfte durchsetzen. Zum voraus wissen wir das nie. Deshalb gehen wir immer von der optimistischen Annahme aus. Unsere Hoffnung wird genährt von der Tatsache, dass jeder Jugendliche, mag er noch so schwer drogenabhängig sein und unter schweren Störungen des sozialen Verhaltens und der Gefühle leiden, über verschüttete Fähigkeiten, innere Perlen verfügt.

Auch für die Selbstheilungskräfte unserer Gesellschaft bleibt nur das Prinzip Hoffnung.